Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 105. Bromberg, den 21. Oktober 1924.

Zwischen Himmel und Erde.

Von Otto Ludwig.

(Schluß.)

Wir überspringen im Geist drei Jahrzehnte und kehren zu dem Manne zurück, mit dem wir uns im Anfange unserer Erzählung beschäftigten. Wir ließen ihn in der Laube seines Gärtchens. Die Glockentöne von Sankt Georg riefen die Bewohner der Stadt zum Vormittagsgottesdienste; sie klangen auch in das Gärtchen hinter dem Hause mit den grünen Fensterladen herein. Dort sitzt er jeden Sonntag um diese Zeit. Rufen die Glocken zum Nachmittagsgottesdienst, dann sieht man ihn, das silberbeknopfte Rohr in der Hand, nach der Kirche steigen. Kein Mensch begegnet ihm dann, der den alten Herrn nicht ehrerbietig grüßte. Nun sind es fast dreißig Jahre her, aber es gibt noch Leute, die die Nacht miterlebt haben, die denkwürdige Nacht, von der wir eben erzählten. Wer es noch nicht weiß, dem können sie sagen, was der Mann mit dem silberbeknopften Stocke für die Stadt getan in jener Nacht. Und was er den Morgen nachher gestiftet, davon kann man Steine zeugen hören. Vor der Stadt am Brambacher Wege, nicht weit vom Schützenhaus, erhebt sich aus freundlichem Gärtchen ein stattlicher Bau. Es ist das neue Bürgerhospital. Jeder Fremde, der das Haus besucht, erfährt, daß der erste Gedanke dazu von Herrn Nettenmair kam. Er muß die ganze Geschichte jener Nacht hören. die wackere Tat des Herrn Nettenmair, der dazumal noch jung war; dann, wie man Geld für ihn gesammelt, und er die bedeutende Summe an den Rat gegeben als Stammfonds zu dem Kapital, das der Bau erforderte; wie sein Beispiel Frucht getragen, und reiche Bürger mehr oder weniger dazu geschenkt und vermacht, bis endlich nach Jahren ein Zuschuß aus der Stadtkasse den Beginn und die Vollendung des Baues ermöglicht hatte.

War Herr Nettenmair aus der Kirche zurück, dann verbrachte er den Rest des Sonntags auf seinem Stübchen — denn da wohnt er noch immer — oder er machte einen Gang nach der nahen Schiefergrube, die jetzt ihm gehört, oder vielmehr seinen Neffen. Die Erfüllung des Wortes, das er sich gegeben, war der Gedanke seines Lebens geblieben. Was er schaffte, schaffte er für die Angehörigen seines Bruders; er sah sich nur als ihren Verwalter an. Begegnete ihm auf seinem Wege ein zierliches, kleines Mädchen, so dachte er an das tote Ännchen. Sein Gedächtnis war so gewissenhaft, als er selbst. Dann rief er das Kind zu sich, streichelte ihm das Köpfchen, und es mußte wunderlich zugegangen sein, fand sich in den Taschen des blauen Rockes nicht irgend etwas sorglich in reines Papier Gewickeltes, das er herausnehmen konnte, sich von dem kleinen Munde einen Dank zu verdienen. Aber das Kind konnte sich erst freuen, wenn er vorübergegangen war. Bei aller Freundlichkeit hatte die große Gestalt etwas so Ernstes und Feierliches, daß das Kind vor Respekt nicht zur Freude kommen konnte. Die Woche über saß Herr Nettenmair über seinen Büchern und Briefen, oder beaufsichtigte im Schuppen das Ab- und Aufladen, das Behauen und Sortieren der Schiefer. Punkt zwölf aß er zu Mittag, punkt sechs zu Abend auf seinem Stübchen; dazu brauchte er eine Viertelstunde, dann strich er mit leiser Hand über das alte Sofa und bewegte sich drei andere Viertelstunden, war es Sommerszeit, im Gärtchen Mit dem ersten Viertelschlage von ein und sieben Uhr klinkte er die Staketentüre wieder hinter sich zu. Am Sonntag ist's anders; da sitzt er eine ganze Stunde lang in der Laube und sieht nach dem Turmdache von Sankt Georg hinauf. Uns bleibt wenig nachzuholen, und der Leser kennt alles, was dann durch Herrn Nettenmairs Seele geht, was er abliest vom Turmdache von Sankt Georg. Auch wem das bejahrte, aber immer noch schöne Frauengesicht gehört, das zuweilen durch das Staket und das Bohnengelände daran, zu dem Sitzenden herübergelauscht, das weiß der Leser nun. Die jetzt weiße Locke über der Stirn, die sich noch immer gern freimacht, war noch dunkelbraun und voll, und hing auf eine faltenlose Stirn herab, die Wangen darunter schwellte noch Jugendkraft, die Lippen blühten noch und die blauen Augen glänzten, als sie dem Manne entgegeneilte, der eben die Stadt gerettet. Er küßte sie leise auf die Stirn und nannte sie mit dem Namen „Schwester". Sie verstand, was er meinte. Schon damals sah sie mit der Ergebung, ja Andacht zu dem Manne hinauf, mit der sie jetzt sein Sinnen belauscht, aber noch ein ander Gefühl trat auf ihr durchsichtiges Antlitz.

Der alte Herr geriet in Zorn, als Apollonius ihm seinen Entschluß, nicht zu heiraten, mitteilte. Er ließ dem Sohne die Wahl, die Ehre der Familie zu bedenken, oder nach Köln zurückzugehen. Apollonius' Herzen wurde es schwerer, als seinem Verstande, den Vater zu überzeugen, daß nur er die Familienehre aufrecht zu halten vermöge, daß er bleiben müsse. Er wußte, nur seinem Entschlusse treu, blieb er der Mann, sein Wort zu halten. Das konnte er dem Vater nicht sagen. Erfuhr dieser das wahre Verhältnis der beiden jungen Leute, so drang er nur noch stärker auf die Heirat. Dann hätte er ihm auch sagen müssen, wie der Bruder den Tod gefunden. Er hätte ihn nur tiefer beunruhigen müssen. Daß der Vater im Herzen überzeugt war, der Bruder hatte durch Selbstmord geendigt, wußte er nicht. Die beiden so nah verwandten Menschen verstanden sich nicht. Apollonius setzte die innerliche Natur seines eigenen Ehrgefühles bei dem Vater voraus. und der Alte sah in der Weigerung des Sohnes und dessen Beweis, er nur könne der schwierigen Lage des Hauses gerecht werden, den alten Trotz auf seine Unentbehrlichkeit, der es nun nicht einmal mehr der Mühe wert hielt, zu verbergen: der Vater war in seinen Augen nichts mehr, als ein hilfloser alter blinder Mann. Und was diese Mißverständnisse verursachte und begünstigte, das Zurückhalten. war eben der Familienzug, den sie beide gemein hatten. Denselben Morgen hatte eine Deputation des Rats Apollonius den Dank der Stadt gebracht; hatten die angesehensten Leute der Stadt gewetteifert. ihm ihre Achtung und Aufmerksamkeit zu beweisen. Ursache genug, eine ehrgeizige Seele zur Überhebung zu reizen, Grund genug für den alten Herrn. dem Apollonius als eine solche Seele galt, an dessen Überhebung zu glauben. Der alte Herr mußte die Unentbehrlichkeit des Trotzenden anerkennen und durfte weder ein Recht noch eine Macht gegen ihn behaupten. Die Gemütsbewegung und geistige Überanstrengung an dem Tag vor dem Tode seines älteren Sohnes hatten seine letzte Kraft untergraben; nun brach sie vollends zusammen. Von Tag zu Tag wurde er wunderlicher und empfindlicher.. Er verlangte von Apollonius keine Unterwerfung mehr; er fand eine selbstquälerische Lust, in seiner diplomatischen Weise dem Sohne dessen Unkindlichkeit vorzuwerfen, indem er beständig sein grimmiges Bedauern aussprach, daß der tüchtige Sohn von einem alten herrschsüchtigen Vater, der nichts mehr sei und nichts mehr könne, sich so viel gefallen lassen müsse. Vergeblich war alles Bemühen des Sohnes, der Alte glaubte nicht an die Aufrichtigkeit desselben. Dabei konnte er sich in seiner Wunder-

lichkeit gleichwohl der Tüchtigkeit des Sohnes und der wachsenden Ehre und des steigenden Wohlstandes seines Hauses freuen, wenn er sich dies auch nicht merken ließ. Er erlebte noch den Ankauf der Schiefergrube, die Apollonius seither im Pachte gehabt. Der Sohn ertrug die Wunderlichkeiten des Vaters mit der liebend unermüdlichen Geduld, womit er den Bruder ertragen hatte. Er lebte ja nur dem Gedanken, das Wort, das er sich gegeben, so reich zu erfüllen, als er konnte; und in diesem war ja auch der Vater mit eingeschlossen. Das Gedeihen seines Werkes gab ihm Kraft, alle kleinen Kränkungen mit Heiterkeit zu ertragen.

Den Tag nach der Gewitterwinternacht hatte er dem alten Bauherrn seine ganze innere Geschichte mitgeteilt. Der alte Bauherr, der bis zu seinem Tod mit ganzer Seele an ihm hing, blieb sein einziger Umgang, wie er der einzige war, dem sich Apollonius, ohne seiner Natur ungetreu werden zu müssen, enger anschließen konnte.

Einige Tage nach der Nacht mußte sich Apollonius zu Bette legen. Ein heftiges Fieber hatte ihn ergriffen. Der Arzt erklärte die Krankheit erst für eine sehr bedenkliche, aber in ihr kämpfte nur der Körper den Kampf gegen das allgemeine Leiden sieghaft aus, das geistig in dem Entschlusse jener Nacht seinen rettenden Abschluß gefunden. Die Teilnahme der Stadt an dem kranken Apollonius gab sich auf mannigfache Weise rührend kund. Der alte Bauherr und Valentin waren seine Pfleger. Der erste wich Tag und Nacht nicht von seinem Lager. Diejenige, welche Natur durch Liebe und Dankespflicht zur sorglichsten Pflegerin des Kranken bestimmt hatte, rief Apollonius nicht an sein Bett, und sie wagte nicht, ungerufen zu kommen. Die ganze Dauer der Krankheit hindurch hatte sie ihr Lager auf der engen Emporlaube aufgeschlagen, um dem Kranken so nah zu sein, als möglich. Wenn der Kranke schlief, winkte ihr der alte Bauherr, hereinzutreten. Dann stand sie mit gefalteten Händen, jeden Atemzug des Schlafenden mit Sorge und Hoffnung begleitend, an dem Bettschirm. Unwillkürlich nahm ihr leiser Atem den Schritt des seinen an. Sie stand stundenlang und sah durch einen Riß im Bettschirm nach dem Kranken hin. Er wußte nichts von ihrer Anwesenheit, und doch konnte der Bauherr bemerken, wie leichter sein Schlaf, wie lächelnder sein Gesicht dann war. Keine Flasche, aus der der Kranke einnehmen sollte, die er nicht, ohne es zu wissen, aus ihrer Hand bekam. Kein Pflaster, kein Überschlag, den nicht sie bereitet; kein Tuch berührte den Kranken, das sie nicht an ihrer Brust, an ihrem küssenden Munde erwärmt. Wenn er dann mit dem Bauherrn von ihr sprach, sah sie, er war mehr um sie besorgt, als um sich; wenn er freundlich tröstende Grüße an sie auftrug, zitterte sie hinter dem Bettschirm vor Freude. Wenig Stunden ruhte sie, und wehte der kalte Winternachtwind durch die locker schließenden Laden die kalten Flocken in ihr warmes Gesicht, berührte ihr eigener Hauch, auf der Decke gefroren, ihr eisig Hals, Kinn und Busen, dann war sie glücklich, etwas um ihn zu leiden, der alles um sie litt. In diesen Nächten bezwang die heilige Liebe die irdische in ihr; aus dem Schmerz der getäuschten süßen Wünsche, die ihn besitzen wollten, stieg sein Bild wieder in die unnahbare Glorie hinauf, in der sie ihn sonst gesehen.

Apollonius genas rasch. Und nun begann das eigene Zusammenleben der beiden Menschen. Sie sahen sich wenig. Er blieb auf seinem Stübchen wohnen, Valentin brachte ihm das Essen, wie sonst, dahin. Die Kinder waren oft bei ihm. Begegneten sich die beiden, begrüßte er sie mit freundlicher Zurückhaltung; damit entgegnete sie den Gruß. Hatten sie etwas zu besprechen, so machte es sich jederzeit wie zufällig, daß die Kinder und der alte Valentin, oder das Hausmädchen zugegen waren. Kein Tag verging deshalb ohne stumme Zeichen achtender Aufmerksamkeit. Kam er am Sonntag vom Gärtchen heim, so hatte er einen Strauß Blumen für sie, den Valentin an sie abgeben mußte. Er konnte gute Partien machen; es meldeten sich stattliche Bewerber um sie. Er wies die Anträge, sie die Freier zurück. So vergingen Tage, Wochen, Monde, Jahre, Jahrzehnte. Der alte Herr starb und wurde hinausgetragen, der brave Bauherr folgte ihm, dem Bauherrn der alte Valentin. Dafür wuchsen die Kinder zu Jünglingen auf. Die wilde Locke über der Stirn der Witwe, die Schraube über Apollonius' Stirne bleichten; die Kinder waren Männer geworden, stark und mild wie ihr Erzieher und Lehrherr; Locke und Schraube waren weiß; das Leben der beiden Menschen blieb dasselbe.

Nun weiß der Leser die ganze Vergangenheit, die der alte Herr, wenn die Glocken Sonntags zum Vormittagsgottesdienste rufen, in seiner Laube sitzend vom Turmdach von Sankt Georg abliest. Heute sieht er mehr vorwärts in die Zukunft, als in die Vergangenheit zurück. Denn der ältere Neffe wird bald Anna Wohlings Tochter zum Altare von Sankt Georg und dann heimführen; aber nicht in das Haus mit den grünen Fensterladen, sondern in das große Haus daneben. Das rosige ist für das gewachsene Geschäft zu klein geworden, auch hat der neue Haushalt nicht Platz darin; Herr Nettenmair hat das große Haus über dem Gäßchen drüben gekauft. Der jüngere Neffe geht nach Köln. Der alte Vetter dort, dem Apollonius so viel dankt, ist lange tot, auch der Sohn des Vetters ist gestorben. Dieser hatte das große Geschäft seinem einzigen Kinde hinterlassen, der Braut des jüngsten Sohnes von Fritz Nettenmair. Beide Paare werden zusammen in Sankt Georg getraut. Dann wohnen die beiden Alten allein in dem Hause mit den grünen Fensterladen. Der alte Herr hat schon lange das Geschäft übergeben wollen; die Jungen haben es bis jetzt abzulehnen gewußt. Der ältere Neffe besteht darauf, der alte Herr soll an der Spitze bleiben. Der alte Herr will nicht. Er hat einen Teil der Verlassenschaft des alten Bauherrn, den er beerbt, für den Rest seines Lebens zurückbehalten; alles andere — und es ist nicht wenig; Herr Nettenmair gilt für einen reichen Mann — übergibt er den Neffen; das Zurückbehaltene fällt nach seinem Tode an das neue Bürgerhospital. Er hat sein Wort wahr gemacht; der Deckhammer über seinem Sarge wird ehrenblank sein wie über wenigen.

Die junge Braut wehrt sich, alles anzunehmen, was die künftige Schwiegermutter ihr geben will. Wenn diese alles gibt, eins wird sie behalten. Das eine ist eine Blechkapsel mit einer dürren Blume. Sie liegt bei Bibel und Gesangbuch und ist ihrer Besitzerin so heilig, als diese.

Die Glocken rufen noch immer. Die Rosen an den hochstämmigen Bäumchen duften, ein Grasmückchen sitzt auf dem Busche unter dem alten Birnbaum und singt; ein heimliches Regen zieht durch das ganze Gärtchen, und selbst der starkstielige Buchsbaum um die gezirkelten Beete bewegt seine dunkeln Blätter. Der alte Herr sieht sinnend nach dem Turmdach von Sankt Georg; das schöne Matronengesicht lauscht durch das Bohnengelände nach ihm hin. Die Glocken rufen es, das Grasmückchen singt es, die Rosen duften es, das leise Regen durch das Gärtchen flüstert es, die schönen greisen Gesichter sagen es, auf dem Turmdach von Sankt Georg kannst du es lesen: Von Glück und Unglück reden die Menschen, das der Himmel ihnen bringe. Was die Menschen Glück und Unglück nennen, ist nur der rohe Stoff dazu. Am Menschen liegt's, wozu er ihn formt. Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern der Himmel in ihn komme. Wer ihn nicht in sich selber trägt, der sucht ihn vergebens im ganzen All. Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du dir gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel:

Zwischen Himmel und Erde!

Bei einem Wirte wundermild...

Von Fedor von Zobeltitz.

In einem Gasthaus ist der Wirt naturgemäß die wichtigste Persönlichkeit, von ihm und seiner Tüchtigkeit hängt der Ruf der Herberge ab. So pflegte beispielsweise der Agrarier in früheren Zeiten auf die Frage, wo er in Berlin abstiege, zu antworten: „Beim alten Mühling." Damit meinte er den Besitzer des nun auch von der Bildfläche verschwundenen Hotels de Rome. Merkwürdigerweise aber benannten die Besitzer selten ihre Gaststätten nach dem eigenen Namen. Einige wenige, wie Töpfer und Janson in Berlin, Kasten in Hannover, Markwardt in Stuttgart, Hillmann in Bremen, bilden nur Ausnahmen. Bei Neugründungen von Hotels ist die alte Sitte ganz abgekommen, man zieht andere Benennungen vor.

In vergangenen Zeiten kannte man den Ausdruck Hotel noch nicht. Der Franzose hatte seine Auberge, der Engländer sein Inn, der Deutsche in den Städten die Herberge und auf dem Lande den Krug, den „Krog". Ein Stern im Kranze von Tannenzweigen bezeichnete ihn als Gasthof, und eine der ersten, wegen der Nähe einer Wallfahrtskirche vielbesuchten Ruhestätten für ermüdete Reisende war der Krug zum grünen Kranze, der um 1250 an der Kreuzung der Straßen nach Prenzlau, Alt-Landsberg und Oderberg östlich der großen Sandhaufen lag, aus denen sich später der Berliner Alexanderplatz entwickelte. Die frühesten Gasthofnamen blieben denn auch am Grünen Kranze, am Stern und an ähnlichen Naturbildern haften, an der Sonne, auch am Grünen Baum, der häufig wieder spezialisiert wurde, wie zur Linde oder zur Großen Eiche. Daneben hielt man sich gern an die Tierwelt. Der Schwarze Adler, das Weiße Lamm, der Blaue Hecht, der Goldene Löwe, der Rote Ochse, der Schwarze Bär, die Taube, der Greif fanden sich vielfach auf den Gasthofschildern des Mittelalters — im Wilden

Schweinskopf zu London tobte der dicke Falstaff mit seiner Bande sich aus. Oft waren die Tiernamen auch den Wappenbildern der Länder und Städte entnommen: der Adler wies auf Lübeck hin, der Bär auf Berlin, der Ochse auf Mecklenburgs Büffelkopf, der Greif auf Baden, der Goldene Löwe auf Bayerns Wappentiere. Die drei Kronen auf dem Schild eines Berliner Gasthofs um 1700 nahmen sicher auch schon Bezug auf Schweden, von dem die preußischen Chronisten seit Gustav Adolf mancherlei erzählen konnten, was nach der Thronbesteigung Karl XII. für uns neues Interesse gewann.

In gewissem Sinne waren die Namen der Gasthäuser zugleich Wegweiser für die Reisenden aus fremden Ländern. Länder- und Städtenamen gesellten sich daher ganz von selbst zu der Herbergen-Zoologie. Daß bald nach der Königskrönung Friedrichs I. in der Berliner Brüderstraße ein Gasthof zum König von Preußen entstand, ließ sich erklären. In der gleichen Straße gab es übrigens gegen 1711 auch einen Gasthof Stadt Paris und in der Breiten Straße einen König von England. Das sollte wohl noch Wilhelm III. sein, aber um diese Zeit regierte jenseits des Kanals schon die Dame Anna. Die Berliner Gasthöfe jener Tage hatten die obrigkeitliche Erlaubnis, „Gäste zu setzen", d. h., sie hatten ihre Wein- und Bierstuben, Kneipen moderner Art gab es noch nicht. Die Stadt Rom Unter den Linden, an der Ecke der Stallgasse, entstand erst unter Friedrich dem Großen; gegenüber auf der anderen Seite des schon stattlich gewordenen Boulevards lagen die Sonne und der Hirsch, der 1824 in die Klosterstraße übersiedelte.

Der Gasthausname Hof hatte ehemals durchaus noch keine Beziehung zu den dynastischen Höfen. Die größeren Herbergen des Mittelalters waren vielmehr wirkliche Höfe mit Reise- und Lastwagen und abgeladenen Waren aller Art, mit angehalfterten Gäulen, oft auch mit kleinen Viehherden — ähnlich so wie die Karawansereien in den Landstädten des fernen Ostens heute noch sind. Hinter den Holzgalerien, die den Hof im ersten Stockwerk umgaben, lagen die Zimmer für die vornehmen Reisenden. Ein oft sehr kunstreich gearbeitetes, schmiedeeisernes Wahrzeichen hing über dem Tor an der Straßenfront, ein Kranz, ein Stern, ein Wappentier. Die Bezeichnung Hof in Verbindung mit den Monarchien und ihren Residenzsitzen kam erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf. Der Hof von Holland und der englische Hof fingen an, und bald hatte das kleinste Provinznest seinen Preußischen, Bayerischen, Darmstädter, Sächsischen, Österreichischen oder sonst einen Hof, bis schließlich der Kaiserhof triumphierend den Vogel abschoß. Auch die Namen von Monarchen tauchten auf den Schildern auf, der Alte Fritz, Maria Theresia, König Wilhelm, Königin Viktoria und die berühmt gewordenen Prinzen, wie der Prinz von Savoyen, Prinz Condé, Prinz Heinrich, Prinz Wales. Frühzeitig haschte man schon nach Aktualitäten. Als Baron Neuhoff sich in toller Abenteurerlust zum Herrscher Korsikas aufzuwerfen versuchte, nannte sich schleunigst ein Gasthaus in Livorno Der König von Korsika, änderte nach Vertreibung Neuhoffs aber sein Schild vorsichtig um und titulierte sich einfacher Zum Korsen. In monarchischer Huldigung erstarben auch die Gasthausschilder. Im Hotel Coburg in Sofia bin ich selbst noch abgestiegen, und im New Chedivial in Kairo habe ist gastliche Aufnahme gefunden.

Natürlich durften Heerführer, Admirale und Staatsmänner nicht nachstehen. Der Maréchal de Turenne im Haag existiert wohl noch, auch der Tegethoff in Wien. Einem Alten Wrangel und einem Alten Blücher bin ich in märkischen Kleinstädten begegnet, aber nie einem Hotel Bismarck — das es sicher in einigen Orten geben dürfte — wohl aber einem Gasthof zum Reichskanzler, wobei man von Bismarck bis zu Marx an alle denken kann, ohne daß man sich dabei politisch festzulegen braucht. An Künstlernamen erinnert das Hotel-Café Rembrandt in Amsterdam, an Goethe das Hotel Weimar in Marienbad, in jenem Hause, in dem das Herz des alten Herrn sich für Ulrike von Levezow erwärmte. Deutsche Hotels im Auslande führen ihre Namen gern auf die Heimat zurück. Im Paris des achtzehnten Jahrhunderts stiegen die Deutschen gewöhnlich im Hotel de Bavieère ab, das ein Herr Mundelheim leitete.

Andere Gasthofsnamen knüpfen an bestimmte Sehenswürdigkeiten der betreffenden Stadt oder ihrer Umgebung an, so die Porta Nigra in Trier, der Tempio in Girgenti, die Grotte blau in Capri, das Taj Mahal in Bombay (nach dem berühmten Grabdenkmal in Agra) und hundert andere. Sogar die Austernbänke bei einem Hafenstädtchen in der Normandie haben Gasthöfen zu Namen verholfen: Rocher d' Cancale heißt nicht nur ein Pariser Restaurant, sondern auch ein Hotel in Brüssel. Das Grand Hotel schlankweg, ohne nähere Bezeichnung, begann sich vor etwa fünfzig Johren in Paris breit zu machen und eroberte sich schnell die Welt. Aber schon 1780 gab es, wie ich aus einem Momoirenwerke ersehe, in Paris ein Hotel Grand Bourbon — da lag die Größe noch in dem Beinamen, später dehnte sie sich auf das Haus selbst aus und wurde zum Selbstlob. Das Grand wurde vor das Wort Hotel geschoben und der Beiname hinterher; ich stieß sogar in einer freundlichen norddeutschen Stadt auf eine Verdoppelung, nämlich auf ein Grand Hotel zum Großen Kurfürsten. Dann stürzte sich eine neue Modewelle über die Gasthöfe. Sie kam von England herüber. Terminus ist die englische Bezeichnung für Kopf- und Endstation, und da nannten sich denn auch in Deutschland viele in Bahnhofsnähe gelegene Hotels Terminus. Dazu traten Continental, Metropol, Monopol, City, Palace und die Namen englischer Ortschaften wie Bristol, Windsor, Osborne, endlich in gedankenloser Nachahmung Londoner Vorbilder Carlton und Savoy, obschon der eine Name von einem Klub, der andere von einem Theater Londons entnommen wurde, also lediglich lokale Bedeutung hatte. Auch Excelsior, Eden, Imperial, Royal, Park sind englischen Ursprungs — in bezug auf die Hotelnamen kann man also immerhin von einer Anglomanie sprechen.

Selbst heilige Leute, wie St. Lukas und Florian, sieht man zuweilen auf Gasthausschildern (besonders in Tirol) verewigt; in Amsterdam gibt es sogar ein Bibel-Hotel. Ein Berliner Adreßbuch von 1828 führt ein Hotel Zum Goldenen Engel auf, das zweckentsprechend in der Heiligengeiststraße lag. Daß zahlreiche Hotels Zur schönen Aussicht ihr Dasein fristen, ist nicht weiter verwunderlich. Eleganter pflegen sie sich als Bellevue oder Boa Vista (Macao) zu bezeichnen oder auch als Bel Air (in Suez). Im Orient haben sich viele Raststätten Hotel de l'Europe getauft, um daran zu erinnern, daß man da von europäischer Kultur umgeben ist. Weltbürgerlich tritt das Cosmopolitan Hotel auf (in Hydarabad z. B.), gesellschaftlich umfassend das Civil und Military Hotel, in dem ich in Delhi wohnte. Ein Schlafwagen-Hotel, Grand Hotel des Waggons Lits, lag vor dem Weltkrieg in der Gesandtschaftsstraße in Peking, und, im Gegensatz zu der erwähnten Betonung des Europäischen, hält das Oriental Palace Hotel in Yokohama an der Kultur des fernen Ostens fest.

Die kleine Auswahl von Hotelnamen zeigt, wie stark auf diesem Gebiet Phantasie, Mode und kluge Spekulation zusammenfließen. Aber die hübschen, anmutigen, alten Namen sind fast ganz verschwunden. In einem Hotel Zum Grünen Baum stieg ich zum letzten Male im Feldzuge ab — in Peterwardein.

Wie man sich lebendig begraben läßt.

Das berühmteste Kunststück der indischen Fakire ist das Sich-lebendig-begraben-lassen, das von heiligen Männern bei bestimmten Festlichkeiten als Höhepunkt der Feier noch immer ausgeübt wird.

Einmal im Jahr, an einem Tage, den die Astrologen als besonders günstig bezeichnet haben, vollzieht der heilige Asket diese gefährliche und erklärliche Handlung zur Ehre der Götter und zur Weihe des Festes. Er läßt sich fünf Tage in dem heißen Sande des heiligen Flusses lebendig begraben und steht wieder auf! Der Fakir ist ein magerer Mann mit einem schwermütigen ernsten Gesicht. Er sitzt mit gekreuzten Beinen auf dem Sande, durch einen Stockgriff gestützt, den er sich unter den Arm gestemmt hat. Seine Hände sind mit den Handflächen zusammengelegt, wie in Anbetung gegen die Brust gedrückt; seine Augen blicken stumpf und reglos auf die Menge, die ihn umgibt. Neben ihm steht eine Schale mit Milch, und vor ihm befindet sich das etwa fünf Fuß tiefe Grab, in das er gelegt werden wird. Sein Haar ist eingefettet und fest zusammengedrückt; seine einzige Kleidung besteht in einem anliegenden Kittel; der Körper ist mit Asche bedeckt. Er nimmt einige Schlucke von der Milch und verfällt in immer tiefere Versenkung. Jetzt beginnt er tief zu atmen und vollzieht die uralte Methode der Körperbeherrschung durch das Atmen, wie sie bereits in den heiligen Büchern vorgeschrieben ist.

Auch ganz gewöhnliche Inder, die keinen Anspruch auf Heiligkeit machen, beherrschen diese Atemtechnik, durch die man den Herzschlag und den Blutkreislauf in einer für den Europäer ganz unverständlichen Weise beherrschen kann. Jeden Morgen führen sie diese Atemübungen aus, die mit der religiösen Versenkung in engem Zusammenhang stehen: sie glauben dadurch an geistiger Sammlung und körperlicher Gesundheit zu gewinnen. Der Berufsheilige hat es nun in dieser Kunst des Atmens zu jener höchsten Vollendung gebracht, die ihm die Ausschaltung der Lebenstätigkeit überhaupt gestattet. Während des Atmens wird seine Beherrschung und Beeinflussung des Körpers immer sicherer; die Pausen der einzelnen Herzschläge werden länger; er atmet immer langsamer, immer leiser, immer seltener, und am späten Nachmittag ist sein Atmen fast unmerkbar geworden. Er läßt sich langsam auf den heißen Sand niedergleiten; sein

Körper versteift sich; die Muskeln werden starr. Er gleicht einer Leiche. So bleibt er noch ein oder zwei Stunden liegen, bis die Sonne untergegangen ist. Nun treten zwei Priester heran, fühlen ihm Puls und Herz und beobachten seine Lippen. Das Herz schlägt nicht mehr. Das Atmen hat aufgehört. Er wird behutsam aufgehoben und in das offene Grab gelegt. Sand wird darüber geschaufelt und auf den Körper festgetrampelt; Kopf und Mund bleiben bis zuletzt frei. Ein kleines Tuch wird über die Lippen gelegt und dann auch der Kopf mit Sand zugedeckt. Eine Wache von vier Männern läßt sich um das Grab nieder, und viele aus der Menge weichen nicht von der Stelle, um das Wunder zu beobachten. Auch nicht die leiseste Möglichkeit eines Tricks ist hier vorhanden; der Heilige würde auch zu keinem Betrug seine Zuflucht nehmen, dazu ist er zu tief überzeugt von der Gottwohlgefälligkeit, dem Ernst und der Heiligkeit seines Tuns. Vier volle Tage liegt er so begraben, und am Nachmittag des fünften Tages wird das Grab zur festgesetzten Stunde geöffnet. Der Körper liegt genau so, wie er hineingelegt war. Aber das Erwecken ist höchst gefährlich und muß mit größter Vorsicht vor sich gehen. Der Körper wird sanft herausgehoben und ganz leicht auf der Brust, an der Kehle und über dem Herzen massiert. Langsam kehrt der Blutkreislauf zurück. Endlich beginnen die Lippen sich zu bewegen, die Augen öffnen sich. Aber er ist schwach, schwach bis zum äußersten. Er braucht Pflege und sorgfältige Ernährung, um sich wieder zu erholen, aber er lebt.

Bunte Chronik

* **Anekdote.** Während Goethes Theaterdirektion in Weimar befand sich eine bildschöne Schauspielerin unter seinen Mitgliedern, die aber wegen ihrer völligen Unbegabtheit nur stumme Rollen darzustellen hatte, und die nur durch eine enge Freundschaft mit Ludwig von Knebel gehalten wurde. Als nun in einer großen Gesellschaft, in der auch die hübsche Talentlose anwesend war, dauernd Lobhymnen auf den „Star" der Weimarer Bühne, die Jagemann, gesungen wurden, sagte Goethe, teils um die ihm verhaßte Tragödin zu ärgern, teils um der hintenangesetzten Statistin zu schmeicheln: „Die vorzüglichste Schauspielerin ist — meiner Ansicht nach — eine Statistin. Sie spielt nur stumme Rollen. Nie betont sie ein Wort falsch, nie wird ihre Stimme in gewissen Situationen unangenehm, nie vergreift sie ihre Rolle, stets hat sie dieselbe durchdrungen, niemals läßt sie ihr Gedächtnis im Stich. Sie läßt sich nicht für Geld in den Zeitungen loben, sie hat nur Mangel aber keine Mängel, vielleicht Schulden, aber keine Schuld, sie macht Fehltritte, aber keine Fehlgriffe, es ist möglich, daß sie strauchelt, aber sie ist gewiß noch nicht gefallen!"

*

* **Kuriositäten aus dem amerikanischen und englischen Zeitungswesen.** Die amerikanische Zeitung „Illuminated Quadryple Constellation" erschien in ihrer letzten Nummer im Jahre 1850 in einem Umfang von 8 Seiten zu je 13 Spalten. Den Gegensatz zu diesem Riesen unter den Zeitungen bildet das in Guadalajara in Mexiko unter dem Titel „El Telegramma" erschienene Blättchen, das aber schon eine Sensation von gestern ist; denn der „Little Standard", der zu Torquay in England erscheint, hat den von dem mexikanischen Blatt aufgestellten Kleinheitsrekord weit überschritten. Das Blättchen mißt nämlich nur 75 Millimeter in der Höhe und 60 Millimeter in der Breite. Es wird von einem einzigen Menschen geschrieben, gesetzt und versendet unter der Aegide des „Dewon County Standard", von dem es einen Auszug bringt. Ein zweites nicht minder kleines Blatt ist der „Cosme Monthly", der von der kleinen englischen Kolonie Cosme in Paraguay herausgegeben wird. Er erscheint als Manuskript und wird in Schreibmaschinenschrift vervielfältigt. Was die Arbeitsverhältnisse der Journalisten anbetrifft, so sind in dieser Hinsicht die Zeitungsleute eines großen Blattes in Buenos Aires in beneidenswerter Lage. Die mit leichten Panamahüten versehenen Redakteure arbeiten in mit Klubsesseln und schwellenden Diwans wohlversehenen Sälen, sie sind mit allem möglichen Komfort und einer zahlreichen Dienerschaft umgeben, die ihrer Befehle gewärtig sind. Das Zeitungshaus enthält ferner einen Ballsaal, eine dem Publikum zugängliche große Büchersammlung und einen mit allen modernen Einrichtungen versehenen ärztlichen Konsultationsraum sowie eine Apotheke. Ein Arzt ist ständig zur Stelle und steht den Redakteuren und Setzern zur Verfügung, stattet aber auf Wunsch und unentgeltlich auch den Abonnenten und Lesern der Zeitung seinen Besuch ab. Auf dem Dach des Zeitungshauses befindet sich eine riesige Dampfsirene, die die Luft mit einem wahren Freudengeheul erfüllt, so oft eine wichtige Nachricht bei der Redaktion eingegangen ist. Sie scheut sich nicht, gegebenenfalls auch mitten in der Nacht die ganze Stadt aus dem Schlaf zu wecken. Die Polizei bedenkt dafür zwar die Zeitung wegen nächtlicher Ruhestörung mit einem Strafmandat, aber das Blatt zahlt die Strafe gern, weiß es doch, daß das Publikum diese Reklame bezahlt.

*

* **Die blecherne Hochzeit.** Die Amerikaner haben sich zu der Ansicht bekehrt, daß 25 Ehejahre reichlich zu viel sind, um das Jubiläum einer glücklichen Vereinigung freudigen Herzens zu begehen. Abgesehen davon, daß viele die silberne Hochzeit nicht erleben, hat die Erfahrung überdies darüber belehrt, daß sehr viele Ehen schon vor dem fünfundzwanzigsten Jubiläum geschieden werden und daß, wenn dieser Termin selbst erreicht wird, die Eheleute das Fest fast ausnahmslos mit recht gemischten Gefühlen begehen. Von da an wird es besser, und die Glücklichen, die das 50. oder gar das 60. Ehejahr erreichen, haben begründete Aussicht, die eiserne oder diamantene Hochzeit mit ungemischten Glücksempfindungen zu begehen. Aber wie wenigen ist es vergönnt, dieses Ziel zu erreichen. Deshalb hat man sich in Amerika dazu entschlossen, schon nach zehnjähriger Ehe eine Blechhochzeit zu begehen. Zu diesem Zweck werden die üblichen Geschenke in Gestalt von aus Blech hergestellten Gegenständen, bei denen mit Vorliebe die Hufeisenform gewählt wird, dargeboten. Natürlich ist das Blech nur die Hülle, die mehr oder weniger kostbare Geschenke wie Schmuckstücke, Seidenstoffe und bei den Herren Zigarettendosen aus edlem Metall birgt. Man hofft, daß auch schon die Aussicht auf die Geschenke die Gatten bestimmen wird, mit der Scheidung bis nach dem Begehen der blechernen Hochzeit zu warten.

*

* **Die Juwelen in der Strickwolle.** Auf eine höchst überraschende Weise wurde das Geheimnis eines Juwelendiebstahls enthüllt, der die Moskauer Polizei seit mehr als drei Jahren beschäftigt hat. Die Juwelen verschwanden im Herbst 1921 aus einer Regierungsabteilung, in der „requirierte" Schmucksachen der Bourgeoisie aufbewahrt wurden. Es fanden sich darunter viele Goldsachen, mehrere Perlenhalsbänder, Smaragde und andere Edelsteine. Die erste Spur brachte die Mitteilung einer adligen Dame, die der Polizei mitteilte, sie habe auf der Straße ein Mädchen gesehen, das ihre „requirierte" Diamantbrosche trug. Weitere Nachforschungen führten zu der Verhaftung zahlreicher Beamten der Abteilung, und 15 von ihnen wurden nach langer Verhandlung verurteilt und hingerichtet. Der hervorragendste der Verurteilten war Direktor der Juwelenabteilung Lupaschew, der aber bis zu seinem Tode immer wieder seine Unschuld beteuerte. Da erfuhr die Polizei vor kurzem, daß einige kleine Diamanten von der betagten Witwe des hingerichteten Lupaschew verkauft worden waren. Man hielt sofort eine Haussuchung ab und fand die alte Dame in einem Lehnstuhl sitzend, wie sie eifrig mit Stricken beschäftigt war und im Schoß ein großes Knäuel weißer Wolle liegen hatte. Jeder Winkel der Wohnung wurde durchsucht, ohne daß man das Geringste fand, da griff plötzlich einer der Detektive nach dem Wollkäuel, und mit einem Aufschrei fiel die alte Dame ohnmächtig zurück. In der Strickwolle hatte sie die so lange gesuchten Diamanten verborgen.

*

* **Ein Radikalmittel gegen die Schüchternheit.** Von dem Advokaten W. Davis, der gegenwärtig als Kandidat der Demokraten für die Präsidentschaft der Vereinigten Staaten im Mittelpunkte des politischen Kampfes steht, wissen amerikanische Blätter eine ergötzliche Anekdote zu erzählen. Davis war in seiner Jugend von unbesiegbarer Schüchternheit. Man hatte alles Mögliche versucht, ihm diese Schüchternheit abzugewöhnen, aber alles war vergebens. Wenn er angesprochen wurde, begann er zu stottern und errötete bis an die Haarwurzeln. Schließlich entschlossen sich die Eltern zu einer Kur, die ebenso ungewöhnlich wie ergötzlich ist. Sie schickten ihn mit einem anderen, an dem gleichen Defekt leidenden Knaben in die Mädchenschule. Nie hatte eine Kur einen besseren Erfolg. Die Mädchen nahmen sich mit mütterlicher Sorge der beiden schüchternen Jungen so liebevoll an, daß beide nach drei Monaten, von ihrer physischen Schwäche völlig geheilt, die Mädchenschule verlassen und ihre Studien gleich den anderen Kameraden fortsetzen konnten. Heute zeigt Davis keine Spur von Schüchternheit mehr, sondern er steht im politischen Getümmel durchaus seinen Mann.

*

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.